

Eva Blome: *Reinheit und Vermischung. Literarisch-kulturelle Entwürfe von »Rasse« und Sexualität (1900-1930)*. Köln (Böhlau) 2011. 354 S.

Zentral für die am Konstanzer Graduiertenkolleg »Die Figur des Dritten« entstandene Dissertation ist die um 1900 von der Eugenik aufgeworfene Frage, ob der »Neue Mensch« eher »gemischtrassig« oder »rassenrein« sein soll. Das Problem der »Rassenmischung« trieb schon die anthropologischen Debatten des 19. Jahrhunderts um. Während der Jahrhundertwende aber zeitigte das sexuelle Verhalten der Kolonialherren in den deutschen Überseegebieten Folgen. Auf das Eintreten des in dieser Diskussion heraufbeschworenen Ernstfalls reagierte die koloniale Bevölkerungspolitik mit Maßnahmen zur Kontrolle der Sexualität der *men on the spot*. Der Rassenbiologe Eugen Fischer legte den Grundstein für seine akademische Karriere unter der Nazi-Diktatur, indem er das »Bastardisierungsproblem« (vgl. 332) bei einem Forschungsaufenthalt in der deutschen Kolonie Südwestafrika untersuchte. Im Anschluss an seine in wenigen Wochen pseudowissenschaftlich zusammengeraffte Datensammlung konnte die Schädlichkeit der Rassenmischung fortan als erwiesen gelten. Fischer suggerierte noch vor dem Ersten Weltkrieg die Übertragbarkeit seiner Ergebnisse auch auf die »Mischung von Germanen und Semiten«. Auf dem Feld dieser Problematik ereignete sich um 1900 eine diskursive Eruption mit weitreichenden Folgen. Blome erklärt, dass es vor allem die Kolonialliteratur ist, die in »fiktiven Experimenten die negativen Konsequenzen »interrassischer« Sexualkontakte« inszeniert. Indem der koloniale Diskurs »Dystopien der Rassenmischung« entwirft, beschwört er eine Gefährdung der Nation durch sexuelle Vermischung herauf, die zur Formierung eines »nationalen Bewusstseins als eines »Rassenbewusstseins« beiträgt (13 f.). Mit Lotman fasst Blome die verbotene Überschreitung der Rassengrenze als ein Ereignis in einem narrativen Diskurs (31 f.). Gegen das narrative Muster der Kolonialliteratur, das die Übertretung sanktioniert, privilegiert der expressionistische Primitivismus die interrassische Sexualität als Erzählmodell mit antibürgerlicher Stoßrichtung (14). Blome möchte in ihrer Arbeit zeigen, wie sich zwischen den Weltkriegen schließlich ein Konzept von »Rassenreinheit« durchsetzt, das sich weniger an biologistischen, sondern vielmehr an ästhetischen Kriterien orientiert (16).

Eingangs untersucht die Autorin die Darstellung des Sexualverhaltens von Europäern in Afrika in Felix Bryks *Neger-Eros* (1928). Der Entomologe behauptet in dieser ethnologischen Studie, dass sich der weiße Mann, wenn ihn eine schwarze Nackte verführe, überwinden müsse, den Geschlechtsakt zu vollziehen (65). Besonders ausgeprägt sei jedoch der Hass der weißen Frau gegenüber ihrer schwarzen Rivalin (66). Das erste Beispiel für die literarische Kultivierung von Abjektion gegenüber sexuellen Kontakten über die Rassengrenze hinweg ist der Briefroman *Margaretes Mission* (1904) aus der Feder der Frauenrechtlerin Gabriele Reuter. Er führt nach Ägypten, wo der Arzt Rochus in einer Affäre mit einer Patientin, der türkischen Prinzessin Sülzüne, ein Kind zeugt. Damit sich nicht länger ereignen kann, was nicht sein darf, erzwingt das narrative Diskursmuster dieses Literaturtyps ihren Tod (87, 92 f.). Die Titelfigur Margarete findet die Annäherungsversuche eines Mulatten unter dem Einfluss der dominanten rassenhygienischen Vorstellungen »entsetzlich« (88). Nachdem der Arzt ein symbolisches Purifikationsritual absolviert hat, kann er Margarete heiraten (94 ff.). Diese nimmt es als eine Art persönliche koloniale Mission darüber hinaus auf sich, das illegitime Kind zu adoptieren (97).

Auf der schwarzafrikanischen Szene zieht der koloniale Diskurs die Verbotsgrenze scharf durch. Anhand von Hanna Christallers Kolonialnovelle *Alfreds Frauen* (1903) analysiert Blome die Dreiecksbeziehung eines deutschen Siedlers in Togo. Auf der einen Seite steht das Konkubinat mit einer afrikanischen, auf der anderen Seite die Ehe mit einer europäischen Frau. Letztere scheitert aber an der Frage des Umgangs mit dem illegitimen Kind aus dem Verhältnis zur Afrikanerin (98 f.). Die deutsche Frau tritt hier als Verkörperung von Reinheit und als »boundary marker« auf den Plan (101). Das Paradebeispiel für Texte des literarischen Kolonialismus ist Hans Grimms Südwestafrika-Novelle *Wie Grete aufhörte ein Kind zu sein* (1913). In ihr hütet die weiße Tochter des Kolonialherrn die Rassengrenze. Sie erschießt dessen afrikanische Geliebte und deren Bruder, der sich für Grete interessiert, weil die beiden »Bastarde« sich 1904 im Aufstand gegen die Kolonialmacht auf die Seite der Nama-Rebellen stellen (vgl. 108). Die Mission der weißen Frau in der Kolonialliteratur besteht in der Abwehr der »Rassenmischung«, die es mit allen Mitteln zu betreiben gilt, um den Erhalt der kolonialen Macht sicherzustellen.

Im nächsten Schritt wendet sich Blome dem literarischen Exotismus zu. Sie interpretiert eine japonistische Novelle Max Dauthendeys, *Den Abendsschnee am Hirayama sehen* (1911). Ihr unerhörtes Ereignis ist die Liebesbeziehung einer Deutschen zu einem Japaner (120). Dass dieses Ehepaar durch ein Schiffsunglück getrennt wird, dem die deutsche Frau zum Opfer fällt (127), erscheint einmal mehr als Konsequenz eines etablierten, narrativen Diskurses, dem sich auch das exotistische Genre nicht entziehen kann. Den ersten Teil ihrer Studie schließt Blome mit einer Auslegung von Willy Seidels phantastischer Erzählung *Yali und sein weißes Weib* (1914) ab. Sie handelt von einem weißen Mädchen, das mit einem Schiff in der Magellanstraße Schiffbruch erleidet. Dort leben die Ona, die alle erwachsenen Überlebenden des Unglücks töten. Das Mädchen jedoch wird von dem »Wilden« Yali aufgezogen. Als dieser sie eines Tages zu vergewaltigen versucht, flieht sie, prallt auf der Flucht jedoch gegen eine »schwarze Wand« (132 f.). Blome liest dieses »phantastische Element« als Symbol für die »unüberwindbare Grenze«, die das Mädchen nach ihrer Assimilierung an die Ona von der europäischen Gesellschaft trennt (136). Wolfgang Reif hat Seidel 1975 in seiner Pilotstudie zum Exotismus geadelt und der Entdeckung für würdig befunden. Doch ein Autor, der sich seine Südseereise 1914 vom Auswärtigen Amt bezahlen ließ, um für seinen Auftraggeber tendenziöse Kolonialliteratur abzuliefern, steht Hans Grimm wohl wesentlich näher als Dauthendey.

Blome verweist auf Gauguin als den »Wegbereiter des Primitivismus«, der sich in Polynesien künstlerisch von »seinen Beziehungen zu minderjährigen einheimischen Mädchen« habe inspirieren lassen (153). Sie folgt, wie sich das in der Exotismusforschung leider eingebürgert hat, der von Morice bearbeiteten Version von *Noa Noa*. Diese ist zwar als Schlüsseltext für die Rezeption Gauguins relevant. Aussagen über das Leben des Künstlers auf Tahiti lassen sich mit Bezug auf diese Fassung aber nur eingeschränkt machen. Wenn es in der deutschen Übersetzung beispielsweise heißt, Gauguin sei mit einer »Halbengländerin« (im Original »presqu'une Anglaise«) zusammen, dann bedeutet das nicht, dass ihr Vater Engländer ist. Bei Morice heißt es auch, dass Gauguin diese Titi durch eine gewisse Tehura ersetzt habe (155). Die rekonstruierbaren Tatsachen lauten, dass Gauguin auf Tahiti die Verbindung mit seiner ersten Vahine namens Titi abbricht, und zwar mit der Begründung, dass der Kontakt mit Europäern diese Frau zur Prostituierten korrumpiert habe. Er klassifiziert sie nicht als biologisch,

sondern als kulturell ›halbweiß‹. An ihrer Stelle nimmt er sich Taha'amana von der Insel Rarotonga als Vahine. Gauguin nennt sie Tehamana und kolportiert, dass die etwa 13-jährige von Tonga stamme. Cum grano salis nur lässt sich sagen, dass sich der Exotist Gauguin für authentisch »reine Tahitianerinnen« interessiert (154 f.).

Exemplarisch für den deutschen Primitivismus in der Bildenden Kunst behandelt Blome das Schaffen Ernst Ludwig Kirchners. Das Mitglied der Dresdner Künstlergruppe ›Die Brücke‹ ließ sich von einem Reliefbalken von Palau im Völkerkundemuseum zu seiner Gestaltung erotischer Nacktbadeszenen anregen (156 f.). Blome folgt hier dem Verdikt, das schon Carl Einstein 1926 über die ›sächsischen Primitiven‹ der ›Brücke‹ verhängt hat: Die »expressionistische Inspiration durch die außereuropäische Kunst« sei »in hohem Grade von der imperialen Ausbeutung der in den Kolonien lebenden Menschen und ihren Kulturgütern geprägt« (158). Festhalten lässt sich Blomes Befund, dass die Sexualität im Primitivismus einen hohen Stellenwert genießt (161). In seiner literarischen Variante, im *Tropen-Roman* (1915) des österreichischen Expressionisten Robert Müller, wird sie Mittel zum Zweck einer »Synthese des Modernen mit dem Primitiven«. Neben der kulturellen Amalgamierung im Kontakt der Rassen ist es der hedonistische Sex des europäischen Reisenden mit dem »barbarischen Urweib«, der letztlich zur »Utopie eines neuen Menschentypus« führen soll (172, 188 f.).

Das Tropen-Motiv verfolgt Blome weiter, indem sie auf Carl Sternheims Großstadt-Erzählung *Ulrike* (1916) einschwenkt. Diese löste einen antisemitisch motivierten Skandal mit gerichtlichen Auseinandersetzungen aus, der ihr Erscheinen um mehrere Jahre verzögerte. In ihr tritt mit der Titelfigur eine preußische Adlige auf, die sich von einem jüdischen Maler als »Modell und Geliebte« in eine »Tropen schwarzer Beischlaf« verwandeln lässt. Er benutzt sie als »Rohmaterial« seiner exotistisch-primitivistischen Phantasien und Produktionen«. Sie wird zum Beispiel exotisiert, indem sie sich tätowieren lässt (190 f., 194). Bei Sternheim werde der Primitivismus als Lebenspraxis der Berliner Bohème zwar auch satirisch verspottet. Doch zu einer Verwerfung ihrer Ästhetik kommt es nicht (209). Die Muse stirbt bei der Geburt ihres Kindes und der Maler ersetzt sie durch ein Bild mit dem Titel *Never more*, das auf ein Gemälde Gauguins verweist (212 f., vgl. Abb. 5). Auch Klabund bricht in seinem Gedicht *Der Neger* (1917) mit der Diskursvariante, für die eine sexuelle Begegnung einer weißen Frau mit einem jüdischen oder afrikanischen Mann jenseits der Grenzen des Erzählbaren steht. Bei Klabund ist es ein schwarzer Sklave, der die Allianzpolitik eines Europäers durchkreuzt. Dieser möchte seine Tochter Isold mit einem Nachbarn vermählen. Doch der schwarze Sklave defloriert sie und stirbt mit ihr nach einem Gewaltexzess (226, 236). Das Primitivismus-Kapitel schließt mit einer Interpretation von Robert Müllers Südsee-Novelle *Das Inselmädchen* (1919). In ihr wird das Verbot sexueller Beziehungen zwischen Europäer und Urmensch unter den Bedingungen eines kolonialen Regimes durchgespielt. In diesem Rahmen bleibt sowohl für eine »poetische Utopie« der Rassenmischung als auch für die »›primitive‹ Lebensweise und Ästhetik« nur noch nostalgische Trauer übrig (268). Die Frage stellt sich, ob die tragische narrative Logik des Primitivismus vor dem Siegeszug des Rassenreinheits-Paradigmas kapituliert hat.

Ausgangspunkt des letzten Kapitels von Blomes Studie ist Oswald Spenglers *Der Untergang des Abendlandes* (1918/1922). Hier wird der biopolitische Diskurs von einer »Bio-Ästhetik« (vgl. 276) überlagert, für die eine Formensprache der »Rasseschönheit« kennzeichnend ist. Rasse konstituiert sich für Spengler dadurch, dass ihre Angehörigen einen bestimmten Takt oder Rhythmus teilen (280–284). In einem Buch über *Girrkul-*

tur (1925) behauptet der Psychologe Fritz Giese, dass sich amerikanischer und europäischer »Rhythmus« grundsätzlich unterscheiden: Der amerikanische »Großstadtrhythmus« sei durch den afroamerikanischen Einfluss geprägt worden (292 ff.). Der Architekt Paul Schultze-Naumburg artikuliert die von den Nazis propagierte »Ästhetik der ›nordischen Rasse‹ und der ›Rassenreinheit‹« (306) als Bio-Ästhetik. In seinem Werk *Kunst und Rasse* (1928) verhält sich der Antagonismus von ›vermischt‹ und ›reinrassig‹ wie die »Disharmonie« zur »Harmonie«. Folgt man Schultze-Naumburg, dann orientieren sich Menschen an der vertrauten »Ästhetik der eigenen Rasse«, ihrem »Rhythmus« (310). Hingewiesen sei an dieser Stelle darauf, dass es Stefan Zweig war, der sich im Gegensatz zu solchen Positionen bereits 1909 von einem spezifischen »Rhythmus von New York« fasziniert zeigte. Diesem amerikanischen Takt huldigt auch der Protagonist von Robert Müllers *Tropen-Roman*, wenn er die *pace* rühmt, die im Rhythmus der Tanzkultur von Amazonas-Indianern zum Ausdruck komme.

Blome unterstreicht, dass Alfred Rosenbergs *Der Mythos des 20. Jahrhunderts* den »Schlusspunkt der Transformation expressionistischer Ästhetik und Poetik der Vermischung in eine faschistische Rassenlogik der Reinheit« markiert (315). Sie macht darauf aufmerksam, dass beiden Strömungen gleichermaßen eine »bioästhetische Mythologie« zugrundeliegt (321). Die Autorin macht jedoch auch hinreichend deutlich, dass es keinesfalls eine »folgerichtige Entwicklung von den literarischen Dystopien der Rassenmischung im Kaiserreich über die Utopien der Rassenmischung im Primitivismus bis hin zu den faschistischen Rassentheorien der Weimarer Republik« gibt. Der entscheidende Unterschied liegt neben der unterschiedlichen Beurteilung kultureller Formen in der »Bewertung ›interrassischer‹ Sexualität«. Trotz dieser Feststellung sieht Blome den aus dieser Perspektive auf der Hand liegenden Zusammenhang zwischen dem kolonialen Rassendiskurs und dem Antisemitismus der Nazis noch nicht umfassend geklärt (326).

Die Autorin lässt sich nicht verleiten, einen Expressionisten wie Robert Müller als Protofaschisten zu verhaften, bloß weil sich bei ihm an verschiedenen Stellen ein ambivalentes Spiel mit Gedankenfiguren findet, die Ähnlichkeiten mit dem von den Nazis kultivierten Diskurstyp aufweisen. Zwar beziehen sich während der Jahrhundertwende die verschiedensten Lager auf den biopolitischen Diskurs, aber anhand der unterschiedlichen Einstellung vor allem zu Reinheit und Vermischung lassen sie sich auch auseinanderhalten. Unter diesem Aspekt fällt die Kontinuität zwischen kolonialem Diskurs und der Rassenideologie der Nazis allerdings ins Auge, wie sie der für die Ächtung der Rassenmischung als akademische Autorität maßgebliche Eugen Fischer auch biographisch verkörpert. Dass es auch in bioästhetischen Fragen Kontinuitäten gibt, zeigt ein Blick auf ein Machwerk mit dem Titel *Die Rassenschönheit des Weibes* von Karl Heinrich Stratz. Die erste Auflage erschien 1901, 1927 kam die 20. heraus, die letzte konnte noch 1940 gedruckt werden. »Mischungen« - heißt es da - erreichten »nie den hohen Grad körperlicher Schönheit und Vollkommenheit« der »durch strenge, jahrhundertelange Auslese gezüchteten Geschlechter rein weißer Abstammung«. Das Buch von Stratz ist bereits andernorts in die Diskussion über diese Thematik einbezogen worden, und angesichts der von Blome aufgearbeiteten Materialfülle setzen solche Hinweise die Leistung der Autorin auf dem Gebiet der Bio-Ästhetik nicht herab. Für ihre Synthese kann sie auf eine im Literaturverzeichnis hinreichend ausgewiesene Sekundärliteratur zurückgreifen. Es mögen die Anforderungen an das Genre der Doktorarbeit sein, welche die Autorin veranlassen, die von ihr geschlossenen For-

schungslücken an verschiedenen Stellen etwas breiter zu machen als sie tatsächlich sind (vgl. 18, 25, 27 f.).

Vor allem Arbeiten, die mit dem postkolonialen Konzept der Hybridität operieren, haben sich während des Entstehungszeitraums dieser Dissertation explosionsartig vermehrt. Aus dem Wissenschaftsbetrieb, seinen Graduiertenkollegs und Konferenzen, ist der Begriff nicht mehr wegzudenken. Blome hat diese Entwicklung offensichtlich aufmerksam verfolgt. Auffällig ist vor diesem Hintergrund, dass sie den Term ›Hybridität‹ vermeidet, weil er ihr von der Biologie über soziolinguistische Aussagen bis hin zur Gattungstheorie in allzu unterschiedlichen Kontexten auftaucht. Die Verwendung des schillernden Begriffs findet sie unter anderem deshalb fragwürdig, weil er »eine positive und subversive Akzentuierung in der postkolonialen Theoriebildung erhielt«. Sie verweist bei dieser Gelegenheit auf einen polemischen Essay von Kien Nghi Ha aus dem Jahr 2005. Ha erklärt an diesem Ort das Konzept der Hybridität zum modischen Schlagwort einer Kulturindustrie, die es ihren kapitalistischen Verwertungsinteressen unterworfen und mit einem fettschichtartigen Mehrwert an positiven Konnotationen assoziiert habe. Ha hat sich inzwischen mit einer ausführlichen Monographie um die von Blome geforderte »kulturhistorische Einordnung« bemüht (33). Ihr Titel bedient sich derselben Stichworte wie das Buch von Blome: *Unrein und vermischt. Postkoloniale Grenzgänge durch die Kulturgeschichte der Hybridität und der kolonialen ‚Rassenbastarde‘* (2010). Blome erklärt, sie habe von diesem Buch erst nach der Fertigstellung ihres Manuskripts erfahren (22). Anders als Ha weiß Blome, die im Nebenfach Ethnologie studiert hat, dass sie sich mit der Verwendung von Reinheit als dem Gegenbegriff zu Hybridität auf das von Mary Douglas präfigurierte Feld begibt (12). Mit dieser entpuppt sich der ›Bastard‹ als ›matter out of place‹, und die rassienhygienische Raserei in Anthropologie und Literatur erweist sich als biopolitischer Versuch, diesen aus der sozialen Ordnung der Gesellschaft auszustoßen. Als Antagonist zu den Mächten der Purifikation ist das Hybride zwangsläufig subversiv. Warum sollte es problematisch sein, das Konzept der Hybridität wissenschaftspolitisch gegen die gefährlichen Apostel der Reinheit in Stellung zu bringen? Explizit Distanz zu wahren gilt es selbstverständlich zu solchen Positionen, die Hybridisierung im 19. Jahrhundert im Anschluss an Häckel als ein sozialdarwinistisches Mittel des imperialistischen Projekts betrachtet haben.

Der wichtigste Unterschied zu Ha besteht darin, dass Blome ihre Dissertation direkt aus einem abgegrenzten Quellenkorpus heraus geschrieben hat. Sie hat es nicht nötig, sich von einem Beitrag, der solchen philologischen Ansprüchen nicht genügt, Vorschriften über die Verwendung ihrer Metasprache machen zu lassen. Die »Frage der Hybridität« taucht in der deutschen Anthropologie im Übrigen wortwörtlich bereits im Werk von Theodor Waitz (1859) auf, das Blome auch ausgewertet hat (vgl. S. 336). Es geht hier um ein im historischen Kontext verankertes Konzept. Im Vergleich zu ›Rassenmischung‹ - ganz zu schweigen vom Term ›Bastardisierung‹ - wäre der Begriff der Hybridisierung heute nicht mit negativen Konnotationen behaftet, die man dauernd mit spitzen Fingern entwerten oder umwerten müsste. Die Autorin überlässt es mit der Wahl ihrer Begrifflichkeit dem Rezensenten, ihr Buch als einen produktiven Beitrag zur postkolonialen Debatte über die Hybridität kenntlich zu machen.

Thomas Schwarz